

**Zeitschrift:** Schweizer Spiegel  
**Herausgeber:** Guggenbühl und Huber  
**Band:** 20 (1944-1945)  
**Heft:** 2

**Artikel:** Ich sah Warschau in Flammen : Augenzeugenbericht eines Schweizers  
**Autor:** [s.n.]  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-1069540>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 13.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**



### Augenzeugenbericht eines Schweizers

Illustration von Hans Lang

Bis zum 17. September dieses Jahres lebte ich in einem kleinen Industrieort, zehn Kilometer nordöstlich von Warschau, jenseits der Weichsel. Ich arbeitete als Ingenieur in einer Fabrik, die einige hundert Arbeiter beschäftigte. Diese besaßen meist noch eine kleine Landwirtschaft.

Die Löhne waren lächerlich klein, aber es war von deutschen Regierungsstellen aus verboten, sie zu erhöhen. Niemand konnte mit dem Ertrag seiner Arbeit auskommen. Man verschaffte sich den Lebensunterhalt durch Schwarzhandel oder Diebstahl. 30 Prozent der Produktion unserer Fabrik wurden von den Angehörigen des eigenen Betriebes gestohlen. Es war allgemein bekannt, konnte aber nicht verhindert werden. Die Leute mußten ja

leben. Die Deutschen sprachen früher von einer «polnischen Wirtschaft». Aber unter der deutschen Herrschaft konnte kein einziges Unternehmen ohne Bestechung arbeiten. Alle deutschen Behörden, mit denen ich geschäftlich in Berührung kam, waren bestechlich. Kein einziges Gesetz, das die Deutschen erlassen haben, wurde nicht auch von den Deutschen gebrochen. Die Verachtung der Polen den Deutschen gegenüber war grenzenlos. Ganze Sammlungen von Anekdoten, die dieser Tatsache Ausdruck geben, wurden illegal verkauft. Hier ist eine solche:

Der deutsche Beamte: «Wie heißen Sie?»

Pole: «Karl Wolff.»

Beamter: «Geboren?»

Pole: «In Berlin.»

Beamter: «Deutscher selbstverständlich.»

Pole: «Nein, Pole.»

Beamter: «Wieso denn?»

Pole: «Wenn ein Huhn ein Ei in den Schweinestall legt, muß denn daraus ein Schwein werden?»

In den dunkelsten Tagen der ersten Kriegsjahre wurde erzählt: Der liebe Gott sandte einen Engel auf die Erde, um auszukundschaften, was dort los sei. Er kam völlig verwirrt zurück: «In Deutschland laufen alle in Uniform herum und reden vom Frieden», erzählte er, «in England trägt alles Zivil und spricht vom Krieg. In Polen läuft jeder mann zerlumpt herum und redet vom Sieg.»

Diese Siegesgewißheit der polnischen Bevölkerung konnte nie gebrochen werden. Die stolze Standhaftigkeit der Polen jeden Standes, von Männern und Frauen, Kindern und Greisen, allen Erniedrigungen, allem Elend und allen Greueln zum Trotz, beeindruckte jeden Augenzeugen. Sie mußte einen Schweizer tief ergreifen. Sie hat die Deutschen der Besatzungsmacht, die sich lange genug in Polen aufhielten, zermürbt.

\* \* \*

Auf dem Besitz einer illegalen Zeitung stand die Todesstrafe. Dennoch bekam ich täglich die «A. R.», eine vielfältigste, zweiseitige, illegale Zeitung mit Radionachrichten. Die offizielle Zeitschrift der Regierung «Republik Polen», die im Taschenformat gedruckt, sechzehnseitig, vierzehntäglich erschien, bekam ich regelmäßig. Außerdem las ich meistens die ebenfalls von der Regierung herausgegebene Wochenschrift «Reduta», ferner die Zeitung «Schwert und Pflug» von einer Organisation, die jahrelang unabhängig von der Regierung arbeitete, den «Morgen» und das offizielle Organ der sozialistischen Partei «Robotnik»

(Der Arbeiter). Daneben gab es noch eine Reihe kommunistischer Blätter, die ich aber nur sehr unregelmäßig sah.

Jeder, der in Polen lebte, weiß, daß die Exilregierung von der Bevölkerung — mit Ausnahme der wenig zahlreichen Kommunisten — anerkannt wird. Niemand kannte den Delegierten dieser Regierung, der in Polen residierte, aber niemand zweifelte an seiner Existenz und daran, daß er mit London in regelmäßiger Verbindung stand. Seit dem 15. August 1943 wirkt in Polen der Landes-Nationalrat aus Vertretern der vier großen Oppositionsparteien, die vor Kriegsausbruch bestanden.

Auch das Vorhandensein unterirdischer Armeen war allgemein bekannt. Soviel ich weiß, gab es zunächst verschiedene militärische Organisationen, die unabhängig voneinander arbeiteten. Im Jahre 1944 haben sich aber die meisten in der «Heimatarmee», genannt «A. K.», vereint. Diese untersteht dem Befehl der Londoner Exilregierung. Daneben wußte man von einer kommunistischen Organisation, der Volksarmee, die allgemein mit «A. L.» bezeichnet wird. Man wußte, daß die Waffen dieser Armeen von Überfällen auf deutsche Einheiten und Lager herührten. Es konnten aber auch deutsche Waffen gekauft werden, vor allem seit den deutschen Rückschlägen dieses Frühlings und Sommers. Unter diesen hat die Moral der deutschen Wehrmacht sichtbar gelitten. Wie leicht es war, sich Waffen zu beschaffen, beweist, daß sogar ich Gelegenheit gehabt hätte, eine Maschinenpistole mit etwas Munition für 500 Zloti, das heißt für den Schwarzhandelspreis von zwei Kilo Butter zu erwerben. Ein Flakgeschütz galt etwa 4000 Zloti. Ein Teil des Geldes zum Kaufe von Waffen für die unterirdischen Armeen wurde in Dollars von englischen Fliegern beschafft. In den letzten Monaten verkauften nicht selten deutsche Soldaten Waffen, um in den Besitz von Zivilkleidern zu kommen. Es erschienen Affichen, auf denen der Verkauf von

Kleidern an die Soldaten unter Todesstrafe verboten wurde.

\* \* \*

Die Wehrmacht und die Heimatarmee versuchten, sich in Warschau gegenseitig nicht zu provozieren. Es kam vielfach vor, daß bei Kampfhandlungen zwischen Polen und der Sicherheitspolizei Wehrmachts-Abteilungen vorbeifuhren, ohne einzugreifen. Ein Soldat der Wehrmacht konnte deshalb in Warschau verhältnismäßig ungefährdet, sogar abends, allein durch die Straße gehen. Der Haß der Polen ging auf die Gestapo und die SS-Sicherheitspolizei. Diese ließ sich nur schwer bewaffnet und in Gruppen sehen. Die Überfälle der Polen galten fast ausschließlich der Gestapo und der SS.

Für den Tod eines Deutschen wurden bald zehn, bald fünfzig, bald hundert unschuldige polnische Bürger getötet, anfänglich in Konzentrationslagern oder geheim. Später fanden die Exekutionen in der Straße statt, wo der Deutsche getötet worden war. Es gab in Warschau durchschnittlich jede Woche eine solche Exekution. Zunächst hatte man die Geiseln nur mit gebundenen Händen an die Wand gestellt. Aber da viele mit dem Schrei «Es lebe Polen» fielen, wurde ihnen später der Mund zugeklebt. Während man sie zuerst in den Kleidern erschossen hatte, steckte man sie später in Papiersäcke, um die Wolle zu schonen. In den letzten Monaten zapfte man den Opfern, bevor man sie exekutierte, für Transfusionen das Blut ab.

Die polnische Widerstandsbewegung organisierte die Bestrafung der ärgsten Greuel. Es wurden nur Leute herausgegriffen, die eine besonders schwere Schuld auf sich geladen hatten. Sie wurden zum Tod verurteilt, das Urteil erschien in der illegalen Presse und wurde den Verurteilten zugestellt. Die Betroffenen verschwanden dann, womit das Ziel ja auch erreicht war, oder aber sie wurden, wenn sie blieben, erschossen. Selbst

## DENKSPORT AUFGABE

*E Lehreri, wo im Näbenamt  
au no tuet d'Orgle spile  
und alli Samschtignomittag  
sött üeben i der Chile,  
tuet ihrne Meitli i der Schuel  
vom liebe Gott verzelle;  
doch sy Allgägewart händ d'Chind  
ned rächt begryffe welle.  
Si het's uf die und disi Art  
ne welle ägschpliziere  
und tuet's jetzt ame Byspil no  
zum letschtemol probiere :  
«Wenn ich am Samschtig», frogt si drum,  
«zur Chilen ufe gohne,  
und wenn i muetterseelelei  
denn bi der Orgele stohne,  
wer wird denn trotzdem by mer sy?»*

Antwort Seite 76

ein SS-General, der vorher Holland unsicher gemacht hatte, konnte sich der Strafe nicht entziehen, obschon er die raffiniertesten Vorsichtsmaßnahmen getroffen hatte.

\* \* \*

Nachdem im Frühsommer dieses Jahres die deutsche Front zwischen Witebsk und Orscha durchbrochen worden

# RICHTIGES SCHWEIZERDEUTSCH

(Falsche Ausdrücke sind in Kursivschrift gedruckt, Richtigstellung unten)

Zürcher Chundin: I het gërn e Bstelig gmacht für *schööni, erlääseni, spaati* Öpfel und für biligers, frües Obscht.

Zürcher Verchöifferi: Wänd Si *bitte*, die *Bstelchaart* uusfüle! Mer händ daa ganz *biligi Sortierige*.

Chleggauer Chundin: Èbe, jòò, aber mer saat, wënn Naamer chön mee zale, so söl mer e wënge mee druuflege; me söl vom tüürere nöö und s biliger em èrmere Volch luu.

Zürcher Chundin: Das isch ganz rächt! — Also schicked Si mer in öppe *driü Stunde, drei Chischtli* vo dene *zwäi Sorte*; di spaaten aber erscht wäns verschwitzt händ, öppen i *driü Wuche!*

Zürcher Verchöifferi: Aber *d Danziger-Kant* welked bald am Laager!

Zürcher Chundin: Dän gänd Si mer defür *Sauergrauech*.

Zürcher Verchöifferi: Rächt gërn! — Tanke höfli! — Läbed Si wol!

Zürcher Chundin: Äntli hört emaal *dä tumm Gruez* uuf: «*Adiö der Daame!*»

Zürcher Verchöifferi: Sid der Schwyzerwuche hät is de Scheff verboten eso äifeltig *Adie z sääge!*

Zürcher Chundin: Braavoo!

## Richtigstellung:

schöön, — erlääse, — spaat, — pitti, bilig Sorte, — drei Stunde (weibl.) — *driü Chischtli* (sächl.) — *zwoo Sorte* (weibl.) — drei Wuche (weibl.) — *d Epeeri-Öpfel* — *fuuled* — *Suurgrauech*.

Zusammengestellt von Frau Ida Feller-Müller, Bund für Schwyzertütsch, Zollikerberg-Zürich

war und die Russen Warschau immer näher kamen, spürte man die kommenden Ereignisse voraus. Ich hatte noch einen Urlaub von drei Wochen zugut, den ich auf einem Landgut meiner Frau zu verbringen gedachte. Ich wollte auf ihn nicht verzichten, obschon ich der Front entgegenreisen mußte. Die ersten zehn Tage verbrachte ich dort, trotz dem ständigen Kanonendonner, ruhig. Wir waren an das Geräusch gewöhnt. Aber als ich in der Nacht des elften Tages das Mündungsfeuer der Kanonen sah, fuhr ich mit meiner Familie nach Warschau zurück. Unterwegs hörten wir, daß bereits zwei Fabriken der Gegend, die für die Deutschen Panzer- und Kraftwagen ausbesserten, geräumt worden seien. Es war also höchste Zeit. In der entgegengesetzten Richtung fuhren ununterbrochen deutsche Militärtransporte mit Panzern und Artillerie an die Front. Zu unserer großen Verwunderung zeigten sich keine russischen Bomber.

Die letzten Tage meinesurlaubes verbrachten wir in Warschau. Unter den Deutschen herrschte Panik. Die Liquidation begann. Nach dem 20. Juli, dem Tage des Anschlages gegen Hitler, wurde sie stürmisch. Die Post funktionierte nicht mehr. Die privaten und staatlichen Unternehmungen wurden fortgeschafft. Die Gestapo verbrannte in einem Garten Tag und Nacht fast öffentlich ihre Akten. Man sah auch immer weniger Polizei.

Als ich in unsern Betrieb zurückkam, vernahm ich, daß unsere zwei deutschen Direktoren drohten, auch unsere Fabrik zu liquidieren. Es durften keine Anschaffungen mehr gemacht werden. An einem schönen Tag packten die beiden Deutschen. Sie vermuteten offenbar, keine Zeit mehr zur Liquidation zu haben. Sie verluden ihre Privatsachen, die Akten der Firma und einige Schreibmaschinen in zwei Privatwagen und zwei Camions und bestellten auf den Morgen früh unsere Chauffeure zur Abreise. Keiner der vier Chauffeure erschien. Sie blieben unauffindbar — bis zum Tage des Aufstandes. Die Deutschen fuhren wütend mit dem



kleinen Wagen selbst ab und ließen die Camions zurück. Die Leitung der Fabrik haben sie unserm frühern polnischen Vizedirektor übertragen. Jedermann erwartete von einem Tag auf den andern den Einbruch der Russen.

\* \* \*

Am Nachmittag des 1. August spazierte ich in ein Nachbardorf. Als ich gegen fünf Uhr zurückkam, hörte ich Kanonen-, Granaten- und Maschinengewehrfeuer. Die Schüsse kamen aus der Richtung Warschau. Ich wußte, der lang erwartete Aufstand in der polnischen Hauptstadt war ausgebrochen.

Zu Hause vernahm ich, daß die Weichselbrücken, die Warschau mit Praga verbinden, von den Polen gestürmt worden waren, und daß in Praga, also auf unserer Seite der Weichsel, bereits zwischen Polen und Deutschen gekämpft werde. Nun stellte sich heraus, daß sozusagen alle Männer unserer Belegschaft der «A. K.», der Heimatarmee, angehörten, ebenso fast alle übrigen Männer des Dorfes. Die meisten trugen als Uniform eine blaue Bluse oder ein blaues Hemd und eine dunkelblaue Baskenmütze. Waffen hatten sie allerdings noch keine. Beim Eindunkeln gingen sie gruppenweise und einzeln an den verabredeten Sammelpunkt, wo sie diese hätten erhalten sollen. Durch einen unglücklichen Zufall war aber gerade dort eine große Anzahl deutscher Panzer zusammengezogen worden. Die Männer mußten unverrichteter Dinge wieder nach Hause zurückkehren. Der Aufstand konnte in unserer Gemeinde nicht stattfinden. Das war ein harter Schlag für diese Männer, die seit Jahren auf den Augenblick gewartet hatten, die Deutschen bekämpfen zu können. Nur bei der Eisenbahnbrücke über den Kanal zwischen Praga und unserer Fabrik war es doch zu einem Kampf gekommen. Die Polen hatten die Brücke angegriffen, aber die Übermacht der Deutschen war zu groß gewesen. Am zweiten oder dritten Tag des Aufstandes

fand man noch einen Wagen, der von der Heimatarmee zum Waffentransport hätte gebraucht werden sollen. Unglücklicherweise konnte herausgebracht werden, daß er vom Dorfschulzen requiriert worden war. Darauf wurde dessen Haus niedergebrannt. Als dabei ein Schuß aus einem Nebenhaus fiel, wurde auch dieses verbrannt, und ein deutscher Panzerwagen durchfuhr diese Straße und schoß blind nach allen Seiten. Einem Kind war ein Arm ausgerissen und einige Menschen getötet worden.

\* \* \*

Die Uniformen waren wieder verschwunden, aber gearbeitet wurde kaum. Es herrschte bei der ganzen Bevölkerung eine fieberhafte Erregung. Ganz allgemein betrachtete man den Ausbruch des Aufstandes als ein Signal dafür, daß die Russen innert kürzester Zeit zu Hilfe kommen würden. Das war in Lemberg und in Wilna so gewesen. Es stand ja von vornherein fest, daß der Aufstand ohne Hilfe von außen nur eine begrenzte Zeit aufrechterhalten werden konnte.

Wir waren von Warschau vollständig abgeschnitten, aber vom zweiten Stock unseres Fabrikgebäudes aus konnte ich die Geschehnisse in Warschau aus der Ferne verfolgen und später das, was ich gesehen hatte, an den Radioberichten aus London nachkontrollieren. Erst jetzt zeigte sich, wie viele Radioapparate sich noch im Besitz der Leute befanden. Nun getraute man sich wieder, diese zu benutzen. Die Gestapo und Polizei waren fort, die Angehörigen der Wehrmacht mischten sich in der Regel nicht in solche Angelegenheiten.

Als man hörte, daß der größte Teil von Warschau von den Polen genommen worden war, hielt man den Aufstand für geglückt. Die Begeisterung war ungeheuer. Nun würden die Russen kommen, dachte man. Aber die russische Hilfe blieb aus. Die Deutschen begannen sich durch die besetzte Stadt mit Feuer einen

Weg zu bohren. Das sah man von unserm Fabrikgebäude aus. Die Hauptstraße, die durch Warschau führte, brannte, eine Mauer von Feuer und Rauch. Es war ein entsetzlicher Anblick. Der Rauch und der Gestank drang bis zu uns so stark, daß es kaum auszuhalten war. Halb verkohlte Papierstücke wurden zu uns herausgetragen. So fiel mir aus der Luft ein angebranntes Blatt Papier mit dem Gedicht eines großen polnischen Dichters in die Hand.

Später begann die systematische Verbrennung ganz Warschaus. Mit Brandbomben, Mörsern und Raketengeschossen wurde auf die Stadt eingehämmert. Es war für die Polen, die, ohne eine Hand rühren zu können, mitansehen mußten, wie ihre Hauptstadt eingeäschert wurde, ein grauenhaftes Schauspiel. Einer Frau war es gelungen, sich aus dem brennenden Warschau zu uns zu retten. Sie war stundenlang durch unterirdische Kanäle gekrochen und hatte dann die Weichsel unter Lebensgefahr durchschwommen. Nach zwei Tagen verließ sie uns wieder und unternahm den Versuch, auf dem gleichen Weg zurückzukehren. Es war ihr noch unerträglicher, untätig bei uns, als in der Hölle des brennenden Warschau zu leben. Dort könne sie doch etwas tun, erklärte sie.

\* \* \*

Einige Tage nach dem Ausbruch des Aufstandes hatten sich unsere beiden Deutschen wieder eingestellt. Als erstes ließen sie ein Plakat am Eingang der Fabrik ankleben, auf dem in deutscher Sprache geschrieben stand: «Deutscher Betrieb, wer plündert wird erschossen.» Das galt nicht etwa als Abschreckung für die Polen, sondern für die vorüberziehenden deutschen Truppen, die gewohnt waren, überall zu requirieren, wo sie etwas fanden. Ununterbrochen fuhren deutsche Truppentransporte zur Verstärkung an die Front. Dann begannen die beiden Deutschen unsere Fabrik zu liquidieren. Auf 32 Eisenbahnwagen wurden

Maschinen, Rohstoffe und alle Präzisionsapparate aus den Laboratorien verladen. Mitte August waren die Räumungsarbeiten abgeschlossen. Die Deutschen forderten alle Arbeiter und Beamten auf mitzufahren. Niemand war dazu bereit. Die größten Versprechungen fruchteten nichts. Unserm polnischen Vizedirektor wurde sogar angeboten, daß man seine Möbel mitführen wolle, falls er mitkäme. Aber er, wie alle andern, zogen es, obschon sie durchaus keine Kommunisten waren, vor, auf die Russen zu warten.

\* \* \*

Als am 10. September die russischen Truppen Praga besetzt hatten, flammte noch einmal die Hoffnung auf. Die Front verlief nun nur noch etwa zwei Kilometer von unserm Haus. Allerdings trennte uns noch eine befestigte Linie am Fluß von den Russen. Die deutschen Panzer waren zwischen den Häusern unseres Dorfes versteckt. Die Moral von gewissen Truppenteilen war sehr schlecht. Es kamen oft Soldaten zu uns ins Haus, die in Gruppen das Gewehr weggeworfen hatten und geflüchtet waren. Es gab viele betrunkene Soldaten, aber auch solche, die im nüchternsten Zustande gestanden, daß sie genug vom Krieg haben und nach Hause gehen wollten. Hier kam ich zum erstenmal auch mit Vertretern der Waffen-SS in Berührung. Bei diesen allerdings zeigten sich keinerlei Zersetzungserscheinungen.

Unsere Gemeinde war von Evakuierten, vor allem aus Praga, überfüllt. Die letzten vier Tage lag unsere Ortschaft unter Feuer. Die Bevölkerung verbrachte sie im Keller, in der Erwartung und Hoffnung, im Keller sitzend, unter die Russen zu fallen.

Aber am 17. September morgens erschienen Soldaten der Wehrmacht mit dem Befehl, sofort zu evakuieren. Die Räumung mußte so plötzlich erfolgen, daß ich nur noch wenige von unsern Leu-

ten sah. Ein endloser Zug von Frauen, Männern und Kindern zog über die Straßen. Die einen schoben ein Velo vor sich her, das schwer mit Ware beladen war; es gab Wagen, denen die Leute wie bei einem Begräbnis folgten; es gab Menschen, die auf dem Rücken eine Waschmaschine mitschleppten und solche, die unter dem Arm leere Töpfe trugen. So zogen sie dahin, Gruppen und Grüpplein von Frauen, Männern, Greisen und Kindern, ihrer Habe und ihrer Heimat beraubt, ohne Ziel. Aber ich bin überzeugt, daß es unter allen diesen armen Menschen kaum einen gab, der nicht doch die feste Hoffnung mittrug, daß Polen trotz

allem schließlich doch siegreich und stark aus diesem Krieg hervorgehen werde. Auch ein Ausländer, der lange genug unter Polen gelebt hat, wird nicht daran zweifeln können, daß dieses stolze und mutige Volk früher oder später den Weg zur Freiheit findet. Die Stadthymne, die 1939 bei der Belagerung Warschaus täglich gesendet wurde und die auch 1944 ertönte, schließt mit den Worten: «Wer durchhält wird frei sein, wer stirbt ist schon frei.» Etwas von diesem Geist hatte auch uns Schweizer erfaßt. Dies ist der Grund, weshalb wir an unserem Wirkungskreis in Polen ausharrten, bis wir ihn zwangsweise verlassen mußten.

---

## DER MUSEUMSWÄRTER



Kohlezeichnung  
Willy Wenk